

Deutsche Literaturgeschichte

Von

Alfred Biese

Dritter Band

Von Hebbel bis zur Gegenwart

Mit 50 Bildnissen

Siebente Auflage

Siebenundzwanzigstes bis dreißigstes Tausend



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1915

Einzelheiten vieles verändert, vertieft, ergänzt. Mancher Stern ging auf, andere sanken in verdiente Nacht zurück. Es konnte nicht ausbleiben, daß das gewaltige Zeiterleben, um das alle unsere Gedanken kreisen, auch in dieses Buch seine Wellen hineinschlug. Ja, der von neu erwachtem völkischen Geiste Erfüllte hätte gewiß durch manche unerfreuliche und unwürdige Literaturströmung — z. B. die Knechtung der deutschen Seele durch die Nachahmung der fremden — einen dicken Strick ziehen mögen; wer aber Gesichtslinien zu zeichnen sucht, der darf das Geschehene nicht als ungeschehen verleugnen. Doch er hat die Pflicht, klarer hervorzuheben, wo die Irrwege begannen und wohin sie führten, sowie einerseits falschen Propheten die Maske vom Gesicht zu reißen und andererseits diejenigen Dichter, die in älterer und neuerer Zeit von echtem vaterländischen Sinne erfüllt waren und die politische Größe unseres Volkes mit hehrischem Geiste verkündeten, ins rechte Licht zu setzen. In dem Ringen zwischen deutschem und nichtdeutschem Wesen in der Welt, zwischen echter und falscher Kultur, zwischen Wahrheit und Lüge wird und muß der germanische Geist obliegen. Wer möchte in dieser festen Zuversicht nicht auch auf eine Erneuerung unserer deutschen Dichtung hoffen? Dieses Buch ruht auf solcher Hoffnung. Von ihr erfüllt sende ich es wiederum in die Welt hinaus, beglückt durch die große Zahl von Freunden, die es gewonnen, und getrost in dem Gedanken, es möge auch an seinem Teile, namentlich bei der Jugend, der die Zukunft gehört, die Liebe zu unserm Deutschtum auch in schwerer Zeit stählen helfen.

Mancher wertvollen Anregung des hochverehrten Herrn Verlegers hatte ich mich auch jetzt wieder zu erfreuen. Bei der Lesung der Korrektur leistete mir dankenswerte Dienste mein Kollege, Herr Prof. Dr. W. Peters in Frankfurt a. M., bei Neugestaltung des Registers mein Sohn Waldemar in den kurzen Wochen, die ihm der Felddienst zur Erholung gönnte.

Putbus auf Rügen, im Juli 1915.

Inhalt

	Seite
1. Das Jahr 1848 und seine Wirkungen	1
2. Vorläufer des realistischen Dramas. Heibel und Otto Ludwig	15
3. Der Realismus in der erzählenden Kunst	83
4. Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen	128
5. Die plattdeutsche Dichtung	145
6. Neuklassische und neuromantische Bestrebungen	165
7. Das Jahr 1870	230
8. Wilhelm Raabe	250
9. Theodor Storm	269
10. Gottfried Keller	298
11. Conrad Ferdinand Meyer	328
12. Theodor Fontane	354
13. Louise von François und Marie von Ebner-Eschenbach	375
14. Vertreter älterer Richtungen nach 1870	397
15. Die Frauenliteratur	434
16. Theaterzustände in den siebziger Jahren. Ernst von Wildenbruch	443
17. Heimat- und Volksdichter in Süd- und Norddeutschland	459
18. Die Krisis von 1888. Überblick über die Zeitströmungen. Friedrich Niehsche	493
19. Die Literaturrevolution der achtziger Jahre	514
20. Das Drama der Gegenwart	538
21. Die erzählende Dichtung der Gegenwart	591
22. Die lyrische Dichtung der Gegenwart	661
23. Rückblick und Schlußwort	714
Namenregister zu Band I—III	721

In dem Kampf um dieses Glück begleiten wir nun zwei Liebende, die sich zuerst über viel Trennendes hinweg zueinander finden, dann im Kampf mit der Welt und sich selbst zum „Weltglück“ emporwachsen, bis sie, von „allem Zweck genesen“, die tiefe „Pflicht der Welt“ erkennen:

von Sphären hin zu Sphären muß sie Saat aus Saaten gebären, bringt sie uns das Licht der Welt:	rieselnd wie aus dunklem Siebe sät es Liebe, Liebe, Liebe von Nacht zu Nacht, von Pol zu Pol.
--	---

So ist die Dichtung ein Symbol aller menschlichen Liebeskämpfe und Lebenssehnsüchte, und der Dichter sagt mit Recht im Ausgang zu dem Leser:

Leb wohl, leb wohl — du hältst dich selbst in Händen.
Du sahst, o Mensch, zwei Wesen deinesgleichen
im kleinsten Kreis Unendliches erreichen.
Du sahst dein Glück ins Weltglück enden.

Den vielen, die heute noch Dehmel fernstehen, ihn wohl gar unverständlich finden und was der beliebten Vorwürfe mehr sind, sei noch eins ins Gedächtnis gerufen: nur wer begreift, daß echte lyrische Gedichte stets etwas zu sagen haben, was mit anderen Worten nicht auszusprechen ist, wird überhaupt einen Lyriker verstehen. In Verse gebrachte Gedanken und Anschauungen, die sich ebenfogut in Prosa sagen lassen, sind keine Gedichte. Dehmel selbst sagt:

Dichter kann man nicht ergründen, sei nur, Seele, recht erhoben! Jede Flamme schlägt nach oben,	jeder Geist wird weiterzünden. Durch den Rauch der Worte steigen alle auf ins blaue Schweigen.
---	--

Nach langem Schweigen gab Dehmel ein neues Gedichtbuch heraus: „Schöne, wilde Welt“ (1913). Auch dieses zeigt die Sprachgewalt und die tiefe Fähigkeit, der Zeit den Puls zu fühlen, ihre Aufgaben zu erfassen und mit nationalem und sozialem Bewußtsein zu durchdringen („Deutsches Lied“, „Sprüche der Treue“, „Die Hafenseier“, „Ruf an die Kühnsten“, „Gebet im Flugschiff“). Ganz Seele, ganz Naturanschauung, ganz Musik sind „Hochsommerlied“, „Nachtgebet“, „Lied vor Tag“, „Lied an den Mond“, „Aufglanz“.

Hier verbinden sich Einfachheit und Innigkeit. Ein gleiches gilt von den Gedichten, die der Weltkrieg ihm eingegeben hat. Sie zeigen die Größe der Zeit und die Größe des Dichters in vollem Einklang.

Nur wer fliegend, schwebend einen Dichter zu verstehen vermag, wird Dehmel gerecht werden können. Noch viel mehr braucht man diese Bereitwilligkeit, sich, ohne im einzelnen die Vernunft zu befragen, auf den Flügeln der Rhythmen zu schönen Zielen tragen zu lassen, bei einem anderen bedeutenden Dichter der Gegenwart, bei Stefan George (geb. 1868 in Büdesheim bei Bingen). Er ist eine durchaus eigenartige Erscheinung. Nach dem Höchsten und Edelsten in der Kunst strebt auch er wie Dehmel, ja in noch weit absonderlicherer Art. Ihm sind die naturalistischen Derbheiten und Gewalttätigkeiten Dehmels fremd. Während Dehmel wie ein Priester des Volkes ist, der mit ihm fühlt und leidet und es erlösen möchte, ist George der vornehm gelassene, die höfischen Formen streng wahrende Priester der Hochstehenden, nur wenigen zugewandt, nur wenigen verständlich. Das saftige, frische Leben rinnt nur wie in geistigen Abstraktionen durch sein Blut; bildhaft ferngerückt ist ihm das Dasein, das er mit wählerischen Händen in einem mystisch gefärbten Teppich nachwirkt. Er ist ein Fanatiker der Pose und des guten Geschmacks. Eingeeengt steht er unter den schweren Purpurfalten der Würde, unter denen oft schmerzlich krampfhaft die zu freiem Flug geborenen Flügel seiner Seele zucken. Denn George ist ein Dichter, ein bedeutendes Talent, wenn auch nicht das Genie, das seine Anhänger in ihm verehren. Rhythmisch sind seine Dichtungen unübertrefflich wie die Hölderlins, Platens und C. F. Meyers. Sparfam ist er mit Worten, und edel wählerisch ist seine ganze Art. Ein wirklicher Stil von herber, oft barocker, aber immer doch edler Architektur ist ihm eigen. Wie ernst und heilig ihm sein Beruf ist, zeigt vielleicht am besten das „Vorspiel“ zu seiner Gedichtsammlung „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod“ (1900). Wie einst die Göttin der Wahrheit in der „Zueignung“ zu Goethe, so tritt zu dem Dichter ein Engel, den das schöne Leben ihm als Boten sendet und mit dem er ringt:

Und aller wachen Sehnsucht Stimmen schreien:
Ich lasse dich nicht, du segnestest mich denn.

Und er überwindet den Geist des Lebens, indem er sich überwindet:

In meinem Leben rannen Ichlimme Tage,
und manche Töne hallten rau und schrill.
Nun hält ein guter Geist die rechte Wage,
nun tu ich alles, was der Engel will.

Wenn auch noch oft an freudlosem Ufer
die Seele bis zum Schluchzen sich vergißt,
sie hört sogleich am Ankerplatz den Rufer:
Zu schönem Strand die Segel aufgehißt!

Wenn mich aufs hohe Meer geneigt ein neuer
Gewittersturm umtozt vom Wahne links,
vom Tode rechts — so greift Er schnell das Steuer,
der Kräfte Toben harret des einen Winks:

Gebietend schlichtet Er der Wellen Fader,
die Wolken weichen reiner Bläue dort.
Bald zieht auf glatten Wassern dein Geschwader
zur stillen Insel, zum gelobten Port. —

Einsam und streng dient er dem „strengen Herrn“:

So ring' ich bis ans End allein? So weil' ich
niemals versenkt im Arm der Treue? Sprich!
„Du machst, daß ich vor Mitleid zittre. Freilich
ist keiner, der dir bleibt, nur du und ich . . .“

. . . Wir ziehen zur Seite unsres strengen Herrn,
der sichtig zwischen seine Streiter schaut,
kein Weinen zieht uns ab von unsrem Stern,
kein Arm des Freundes und kein Kuß der Braut.

Was uns entzückt, verherrlicht und befreit,
empfangen wir aus seiner Hand zum Lehn,
und winkt er: sind wir stark und stolz bereit,
für seinen Ruhm in Nacht und Tod zu gehn.

Freilich auch hier ist viel Pose. Es fehlt George trotz allem an geistiger und menschlicher Größe, die solche feierliche Würde rechtfertigte und zur Erhabenheit läuterte. Die schwachen Schultern seiner Persönlichkeit tragen nicht den schweren Purpur, den er ihnen auflegen möchte. Am eigensten und stärksten wirkt er dort, wo er

stimmungsschwere Landschaftsbilder zeichnet, wie in dem schönen Gedicht aus dem „Jahr der Seele“ (1899):

Wir schreiten auf und ab im reichen Glitter
des Buchenganges beinah bis zum Tore
und sehen außen in dem Feld vom Gitter
den Mandelbaum zum zweitenmal im Flore.
Wir suchen nach den schattenfreien Bänken,
Dort, wo uns niemals fremde Stimmen scheuchten,
in Träumen unsre Arme sich verschränken.
Wir laben uns am langen, milden Leuchten.
Wir fühlen dankbar, wie zu leisem Brausen
von Wipfeln Strahlenspielen auf uns tropfen,
und blicken nur und horchen, wann in Pausen
die reifen Früchte an den Boden klopfen.

Auch versteht es George meisterlich, die feinsten Regungen nervöser Seelen zu geben, Unfassbares, Vorbeisliegendes zu bannen; man lauscht dann seinen Versen wie einer edlen Musik, deren Sinn man empfindet, aber nicht aussprechen kann, wie in dem „Eingang“ aus seinem neuesten und besten, jedenfalls verständlichsten Werke „Der siebente Ring“ (1907):

Welt der Gestalten, lang lebewohl! . . .
Öffne dich, Wald, voll schlohweißer Stämme!
Oben im Blau nur tragen die Kämme
Laubwerk und Früchte: Gold, Karneol.
Mitten beginnt beim marmornen Male
langsame Quelle blumige Spiele,
rinnt aus der Wölbung sachte, als siele
Korn um Korn auf silberne Schale.
Schauernde Kühle schließt einen Ring;
Dämmer der Frühe wölkt in den Kronen;
ahnendes Schweigen bannt, die hier wohnen . . .
Traumfittich, rausche! Traumharfe, kling!

Und dennoch! Muß man auch in diesen besten Gedichten die Wortkunst, die Beherrschung der sprachlichen, bildlichen, rhythmischen Mittel, das Hypnotisierende, das in der Anreihung unvermittelter Anschauungen, sprunghafter Vorstellungen liegt, die Kühnheit mancher

wortmusikalischer Neubildungen, das bewußte Berechnen feinsten Kunstgriffe bewundern, dennoch vermißt man die Seele einer klaren, hohen Persönlichkeit und jede wahrhafte, posesfreie Ursprünglichkeit. Man gedenkt beklommen des so wahren Dichterswortes: „Ein großer Mann ist niemals feierlich!“ Wie abstoßend oder wenigstens entfremdend wirkt für jeden gesunden, klaren Geist das Gezierte und Gepreizte, das George und die Seinen schon in Kleinigkeiten haben, wie Schreibart und Zeichensetzung und Wortstellung, das Gequälte in manchen grammatischen Freiheiten und Unmöglichkeiten! Wie entfremdend wirkt die steife Grandezza, das gesuchte Aristokratentum, das sich von allem Gewöhnlichen und Einfachen absondert und der Unverständlichkeit und Dunkelheit verfällt! Etwas Anerkennenswertes und Ernstes lag ja in dem Streben, in einer Zeit, wo Materialismus und Banalität vorherrschten, die Alltagspfade zu fliehen und sich in vornehmer Zurückhaltung, im vollen Bewußtsein eigenen Wertes ein Ideal, weitab von dem Hergebrachten, zu schaffen. Wohl war es ein aufrichtiges, neues Schönheitsverlangen, aus dem die Sehnsucht entsprang, in einem Heiligtum zu leben, „wie auf einer stillen, kühlen, seligen Insel, wo alle widerwärtigen Geräusche des Lebens draußen in den Wipfeln der hohen Platanen hängen bleiben, unter denen schöne, verschleierte Frauen wie Geheimnisse einherwandeln.“ Aber diese Weltflucht ist doch auf die Dauer krankhaft, weiblich und weichlich und führte notwendig zu einem geistigen Snobismus, wenn auch vielleicht nicht bei George selbst — der freilich aus dem Erleben der großen Zeit heraus bisher nichts zu sagen wußte — so doch bei seinen Jüngern, die sich in fast abgöttischer Verehrung um den „Meister“ scharen. Was bei George Anlage und darum ein echtes Erlebnis und Wahrheit ist, wird bei denen, die sich näher oder ferner um ihn sammeln, sehr oft krampfhaft Unwahrheit, Spielerei, Selbstbetrug und Eitelkeit. Nur wenige Dichter aus dem Kreise der seit 1899 erscheinenden „Blätter für die Kunst“, in denen die „Stefan-Georgianer“ ihre Dichtungen zunächst privatim veröffentlichten, halten sich von diesen Fehlern frei. Als echtere Talente, die aber doch einer größeren Bedeutung entbehren, wären

etwa Karl Wolfskehl (geb. 1869 in Darmstadt, „Gesammelte Dichtungen“ 1903) und Friedrich Gundolf (geb. 1880 in Darmstadt) zu erwähnen.

Bedeutenderes leisteten einige Dichter, die zwar auch durch Stefan Georges Einfluß hindurchgegangen, aber doch auf eigene Wege gelangt sind, wie Hugo von Hofmannsthal, der, als Dramatiker schon erwähnt, doch in der Lyrik seine größere Bedeutung hat. Er ist zarter, verständlicher und anschmiegsamer als George, weniger streng und herb und verbindet gleichzeitig mit bannendem Wohlklang der Sprache eine viel farbigere Bildlichkeit als George. Nur wenige Verse („Die gesammelten Gedichte“ 1907) haben wir von ihm, aber fast nur vortreffliche. Sie perlen dahin wie berauschte Musik. Seine vollendetsten Gedichte sind die „Ballade des äußeren Lebens“, die Terzinen „Über Vergänglichkeit“, das Gedicht „Vorfrühling“:

Es läuft der Frühlingswind
durch kahle Auen,
seltsame Dinge sind
in seinem Wehn . . .

und das „Reiselied“:

Wasser stürzt, uns zu verschlingen,
rollt der Fels, uns zu erschlagen,
kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen.
Aber unten liegt ein Land,
Früchte spiegelnd ohne Ende
in den alterslosen Seen.
Marmorstirn und Brunnenrand
steigt aus blumigem Gelände,
und die leichten Winde wehn.

Nur ein dem Gesuchten verfallener Nachfahre Hofmannsthals und Georges ist der auch schon genannte Karl Vollmöller, der durch die Versgewandtheit seiner ersten Dichtungen „Parcival. Die frühen Gärten“ (1903) und „Das Buch der Landschaften“ (1904) unverdientes Aufsehen erregte. Der Wortklang ist bei ihm ganz Selbstzweck, und der Gehalt Nebenache. Eine hohle Schelle klingt. Leider muß man daselbe oft genug von einem viel begab-